

sie es noch nicht ist. Ein Leben in der Politik zu führen, heißt für die Frau auch heute noch, aus der Rolle zu fallen, die ihr unsere Gesellschaft zugeschrieben hat“.

Der SPD-Politiker Dieter Lattmann beschreibt in seinem Buch „Die Einsamkeit des Politikers“, daß die Ehe mit der Macht kein Familienleben zuläßt, den Abgeordneten zum Gefühlskrüppel macht, der seine Isolierung und Kontaktarmut kaum noch durchbrechen kann, weil seine menschlichen Beziehungen bis zum Nullpunkt zusammenschrumpfen. Ich zitiere: „Getrieben von Ehrgeiz und einer fast krankhaften Unruhe laben sie sich in narzistischer Wohlgefälligkeit am Beifall der Massen, ohne zu diesen noch wirklichen Kontakt zu haben“.

Ist es typisch weiblich, daß wir Frauen dagegen auch in der Welt der Politik versuchen, noch das Menschliche zu sehen? Ist es aus diesem Grunde nicht auch ein Fehler, daß wir hier so eine unbedeutende Rolle spielen, denn könnten wir nicht entscheidend dazu beitragen. Gegensätze zu überbrücken und Gemeinsamkeiten herauszustellen?

Käte Strobel jedenfalls nennt das politische Engagement eine dankbare Aufgabe, und ich möchte mich als kleine CSU-Stadträtin ihren Worten anschließen, da sie sich mit meiner Auffassung decken. Ich zitiere:

„Trotz der Schattenseiten“, die in der Politik — ich ergänze noch: und im öffentlichen Leben — ebenso wie in jedem anderen Bereich vorhanden sind, ist für mich ein Leben ohne Politik nicht denkbar. Die vorhandenen Fähigkeiten dort einzusetzen, wo sie für den Menschen größten Nutzen bringen, ist nach meiner Erfahrung eine der sinnvollsten Aufgaben für eine Frau“.

Literatur

1. Die Frau in unserer Gesellschaft. — In: Das Parlament 27. 1977 Nr. 18.
2. Die Frau in der offenen Gesellschaft. Frauenquote 1976. — Materialien zur freiheitlichen Sozialpolitik, hg. von der Politischen Akademie Eichholz 1977.
3. PROSS, Helge: Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik. — Frankfurt/M. 2. Aufl. 1969 (= Edition Suhrkamp bd. 319).

Hans Max v. Aufseß

Die Leitfigur des Femininen: Die Dame

Es wurde mir nahegelegt, über „Die Welt des adeligen Fräuleins“ zu sprechen. Vielleicht hat man in mir das Musterexemplar eines in die sagenhafte Zeit zurückreichenden Einhorns vermutet, das allen adeligen Blödsinn aus überwundenen, feudalistischen Epochen auf dem stolzen Hirnfortsatz seines einen Horns unbeirrt weiterträgt. Ich beabsichtige jedoch nicht, die närrischen kleinen Heiligen und süßen Dummerchen heraufzubeschwören und zu verherrlichen, wie sie in vergangenen Zeiten und besonders im vorigen Jahrhundert mit etwas Französischparlieren, Klavierspielen und Klöppelfertigkeiten in abgeschlossenen Frauenkemenaten oder in klösterlichen Fräuleinstiften aufgewachsen sind, um bei Entlassung naiv und weltfremd und mit züchtigem Augenniederschlag dem schon vorherbestimmten Ehegatten zugeführt zu werden.

Mir geht es um die Herausstellung eines der kostbarsten Phänomene unserer abendländischen Kultur, um etwas, das mich schon von Jugend an in Bann geschlagen und beglückend herausgefordert hat. Ich denke dabei an das Vorbild einer sehr menschlichen Erscheinung, an die Leitfigur des Femininen, an die Anmut in Person — an die Dame.

Eine Dame, — Welch fragiler Begriff! — Er kann schon beim bloßen Anfassen zerbrechen. Wenn z. B. eine Dame von sich behaupten sollte, sie dürfe sich wohl für eine

Dame halten, dann ist es schon dahin damit, und die Scherben liegen um sie auf dem Boden. Eine Dame hält andererseits mehr aus, als ein streng gesittetes Etepetete-Denken ihr zuzumessen wagt. Sie kann sich Unvollkommenheiten und Überschreitungen leisten, sie braucht nicht die Schönste, nicht die Gescheiteste, nicht die Keuscheste und schon gar nicht die Reichste sein, sie darf das eine Mal Konventionen brechen und kann ein andermal gegen alle Regeln durch Natürlichkeit entwapfen, und sie bleibt doch die vollkommene Dame dabei. Inmitten aller Zwänge weiß sie ihre Ungezwungenheit zu bewahren.

Mit Erklärungen ist ihr nicht beizukommen. Für ihre Zusammensetzung gibt es kein Rezept, für ihr Herkommen keine Regel, für ihren Zauber kein Erlernen, für ihr Benehmen keinen Knigge und keine Pappritz. Sie ist absolut da oder sie existiert nicht. Sie läßt sich nicht ein- oder abschalten. Eine „fast“ Dame oder eine „zum Teil“ Dame gibt es nicht.

Damen sind von dem Material, aus dem man Kronen fertigt, gleich ob diese sichtbar oder unsichtbar getragen werden, gleich auch, ob sie im Blickfeld eines ganzen Volkes stehen oder nur im kleinen Kreise leuchten.

Freilich wird eine Dame lupenreiner und feingeschliffener Art leichter aus einer Gesellschaft und Familie mit der Pflege des guten Tones, des erlesenen Geschmacks und der noblen Denkungweise hervorgehen, als aus einer Großkommune unter einheitsgekleideten Genossen und Genossinnen. Doch kein Himmelbett garantiert eine Dame, so wie kein Schlafsack sie ausschließt.

Das Wort „Dame“ kommt aus dem Französischen. Wie schön klingt das „Madame“ in dieser Sprache, fast wie geschliffenes Kristall beim Anstoßen des erhobenen Kelches. Es ist der große Fortschritt der ranzösischen Revolution, daß man in Frankreich seitdem diese liebenswürdige Titulatur gegenüber jeder Frau bedenkenlos verwenden kann. Madame klingt immer gleich gut, ob gegenüber der Frau Minister oder gegenüber der alten Zeitungsfrau im Kiosk gesungen. Das Ideal der *égalité* ist zumindest hierin in unserem Nachbarland voll erreicht. Das ist schon sehr viel, denn mit der gewinnenden Einleitung lassen sich freundliche Beziehungen leichter fortsetzen.

Wie voller Komplexe ist dagegen bei uns die Anrede einer Frau geblieben, deren Namen oder Vornamen wir nicht kennen. Einer solchen Zungenhemmung war es z. B. zuzuschreiben, daß ich einmal auf einem überfüllten Bahnsteig der enteilenden Besitzerin der in meinem Abteil liegengebliebenen Tasche nichts zuzurufen wußte. Der Anruf mit „Sie Frau“ wäre zu grob, „Sie gnädige Frau“ zu fein und ein bloßes „Hallo“ zu unbestimmt gewesen. Ob das Fundamt danach das Verluststück der Frau — oder war es doch eine Dame? — zurückgeben konnte, belastet als offen gebliebene Frage noch heute mein Gewissen mit dem Vorwurf meiner teutonischen Eckigkeit und Ungeschicklichkeit.

Um das Wort und den Begriff „Dame“ hat es also in Deutschland schon von vornherein seine schwierige Bewandnis. Wer ist eine Dame, wer keine, niemand könnte es genau fixieren. Das ist nicht viel besser bei dem Widerpart der Dame, dem Herrn. Shakespeare hat den Begriff umschrieben. Er läßt beim Eintreten eines Fremden aus einer Tischrunde im Hintergrund die Bemerkung fallen: Der hat etwas in seinem Wesen, das ich Herr nennen möchte. Alle wußten damit Bescheid. Niemand aber hätte es erklären können, worin das Besondere lag.

Während die Franzosen dafür bekannt sind, alles transparent zu machen und in die Helligkeit des Tageslichts zu heben, liebt der Deutsche das Gewisse und das Ungewisse, um das leicht transzendierend ein Wiederschein der Tiefe und der Herrlichkeit schwebt. Man kann diese Eigenschaft der Verdunkelung gewiß nicht nur verurteilen. Man muß sich damit abfinden, daß es manches zwischen Himmel und Erde gibt, das unsere Schulweisheit nicht erfassen und unser Verstand nicht auf feste Normen zurückführen kann. Auch in unserer Zeit der höchsten Aufgeklärtheit gibt es Dinge, die nicht voll faßbar und greifbar sind, die schimmern und leuchten wie das Charisma um das archaische Priestertum oder der Nimbus um das mittelalterliche Kaisertum oder die

Grazie um ein hinreißend sich bewegendes und darstellendes Lebewesen, sei es ein Kätzchen, ein Pferd, eine Bachstelze, oder in höchst verfeinertem Sinn ein Wesen, dem wir dann das im besten Sinne unergründliche Wort einer Dame oder eines Herrn beifügen möchten.

Am liebsten hätte ich schlichtweg den Titel „Dame“ über meine Ausführungen gesetzt. Aber dem steht entgegen, daß Zeitschriften und Werbung das Wort „Dame“ massenhaft und mißverständlich verkonsumieren, um den Absatz von Blusen, Strümpfen oder Seife zu fördern. Sicher ist dagegen der diskrete Hinweis auf gewissen verschwiegenen Türen mit der Pluralform „Damen“ als ein zivilisatorischer Fortschritt zu werten.

Trotz solcher Erweiterungen hat aber die Anrede und die Verwendung dieses Wörtchens keinen Eingang in unsere volkhafte Umgangssprache gefunden. Kein Bauer oder Arbeiter würde diese gleichsam im langen Abendrock einherschreitende Vokabel seiner „Alten“, seiner „Mutti“ oder seiner Nachbarin nebenan anhängen.

Göring wollte in der Nazizeit diesem Dilemma mit der Einführung des Titels einer „hohen Frau“ entrinnen. Mit Gewalt ließ sich aber auch hier nichts Bleibendes erzwingen.

Der negative Begriff, keine Dame zu sein, diese gern geübte Abschreckung von Müttern und Tanten gegenüber unschuldigen Mädchen „das macht keine feine Dame“, läuft dagegen allzusehr über die Lippen und hilft durch seine zurechtsetzende Art und falsche Anwendung noch mehr dazu, das Bild der wahren Dame zu verwischen und zu verwirren.

Der Artikulation „Dame“ fehlt bei uns die eindeutige Einbürgerung und die behördliche Sanktionierung. In keinem Fragebogen findet sich eine Rubrik „Dame“. Die „Frau Gemahlin“ ist sowieso schon ein im Grunde uns überfeinert erscheinender Ausdruck von stelzendem Gehabe.

Ganz entschieden schlägt aber die heutige Gleichberechtigung der Frau, die mit einer langsam immer mehr uns bewußt werdenden Gleichbelastung der Frau einhergeht, der bevorzugten Respektierung und Herausstellung der Dame in das Gesicht. Es legt sich daher die Frage nahe, ob in einem Klima und Boden des Stresses und der Nivellierung aller Vorrechte die zarte Kulturpflanze Dame überhaupt noch gedeihen kann.

Wie soll z. B. eine Angestellte die schönen Künste pflegen, ihre Bildung bereichern und das von ihr verlangte reizende Aussehen und ein immer sanftes Lächeln kultivieren können, die schon um 6 Uhr früh aufsteht, ihr Frühstück und Zimmer macht, die zu den rushhour-Zeiten in überfüllten Straßen und Verkehrsmitteln zum Büro hastet, um am Abend übermüdet wieder zurückzupusten, die stundenlang Schreibmaschine schreibt, telefoniert, immer wieder neue Leute empfängt und abfertigt, zum Mittagessen sich anstellt, die im harten Konkurrenzkampf sich behaupten und beruflichen Ärger schlucken und in der verbleibenden Freizeit Stunden vor vollen Läden, beim Friseur oder Zahnarzt erwarten muß.

Die Soziologen haben bereits das Aussterben der Dame verkündigt. Diese sei spätestens mit Lil Dagover und Greta Garbo dahingegangen. Lassen wir sie selbst zu Wort kommen:

Der Soziologe Dr. Bartsch z. B. erklärt das Verschwinden der echten Dame damit, daß junge Mädchen heute kaum noch entsprechende damenhafte Leitbilder hätten. Früher habe Besitz und Geld zu besonders guten Manieren und zu einem kultivierten Lebensstil verpflichtet, heute würden Geld und Besitz als Freibrief für Skandale und den primitivsten Lebensgenuß gewertet.

Max Horkheimer folgert aus dem Mangel an geistiger aber auch materieller Unabhängigkeit, die zur Existenz der Dame gehöre, daß es die Dame der Tendenz nach nicht mehr geben könne.

Der englische Romancier Hartley schildert in seinem Roman „Facial Justice“, daß in einem vollsozialisierten Staat überdurchschnittlich schöne oder bedeutende Frauen als sozial unerwünschte Störenfriede angesehen und dementsprechend behandelt werden

müßten. Neben Einkleidung in Sackleinen müßten sie ein staatliches Antlitzausgleichszentrum aufsuchen.

In diesen trüben Chor stimmt schließlich der Soziologe Dr. Enders ein, der dem Verschwinden der Dame einen Nachruf durch die Summierung ihrer sie ausmachenden Eigenschaften widmet.

Trotz seines Kataloges nachgerufener wunderbarer Tugenden erfaßt mich die Lust zum Ausreißen vor dieser perfekten Gesellschaft hoher Damen. Wo bleibt das cachet ihrer reizenden Schwächen und bezaubernden Unzulänglichkeiten, die in meinen Augen nicht minder ihr Wesen ausmachen?

Abseits solcher Denkmalsinschriften unter idealisierte Marmorfiguren lebt in mir ein viel freieres, durchaus auch in der Gegenwart mit ihrem Drang zur égalité aufrechterhaltbares Bild von einem gewandelten Wesen, das ich Dame nennen möchte, so sehr auch zu ihrer Entstehung andere Epochen günstiger gewesen sein mögen.

Die Pflanzstätten einer Dame scheinen mir im Morgendämmern werdender Staaten und Kulturen zu liegen. Bezeugt durch die Sagen und Gesänge der Dichter, wurde die Frau in ihrer schöpferischen und durch die Sitte beherrschenden Bestimmung in jenen Zeiten hochgestellt und verehrt. Die homerischen Helden und die burgundischen und fränkischen Ritter, beide beugen sich vor der Schönheit der Frauen, aber nicht nur vor ihren körperlichen Reizen, sondern auch vor der Harmonie ihres Denkens und Handelns. Die Bilder und Plastiken aus diesen Zeiten drücken in ihrer zarten Erlesenheit das gleiche aus. Die Tänzerin des Kallimachos im Museum zu Delphi und die Uta vom Dom in Naumburg könnten Schwestern sein.

Von Homer erfahren wir, wie die Frauen den von der Jagd zurückkehrenden Männern warme Bäder bereiteten, wie andererseits die Jünglinge den Frauen vom Wagen halfen und die Pferde versorgten. Alles hatte noch eine familiäre und faßbare Größe. Der König zählte am Abend noch persönlich die heimkehrenden Rinder, und die Königin trug noch den Krug zur Feierabendstunde zum Brunnen. Jean Paul bekennt sich einmal zu dieser Atmosphäre des übersehbaren Kreises: „Diese herrliche Teilnahme an jedem brüte eine verdichtete Menschenliebe aus und die rechte Schlagkraft des Herzens“. Diese war es auch, die Nausikaa beflügelte, im Gegensatz zu ihren flüchtenden Mägden dem gestrandeten Odysseus frei und hilfreich entgegenzutreten.

Nicht anders geschah es in der Blütezeit des Rittertums. „Höfisch“ mit dem Beiklang und Inhalt von höflich war damals das Zauberwort. Der königliche und fürstliche Hof und das Leben dort galten als das Ideal, das man anstrebte. Auf den Schlössern wurde die feine Sitte gepflegt, im Gegensatz zum flachen Land, der Stätte fleghafter Manieren und tölpelhaften Wesens. In den von Teppichen geschmückten Hallen hätte niemand gewagt, vor Frauen unzüchtige Reden zu führen oder diese mit dem Anblick Betrunkener zu beleidigen. Gastfreundschaft, Briefstil, Wohnen, Kleidung, Jagd, alles wurde in einen hohen Stand gesetzt. Die Gabe und Aufgabe der Frauen beruhte darin, alle Lebensformen zu kultivieren und zu stilisieren.

Erst als in hellenischen Zeiten die Weideplätze und Ackerflächen knapp und in den Ritterzeiten alles Lehensland vergeben war, endeten diese glücklichen Zeiten des feudalen Patriarchismus und der hohen Frauenminne. Die Sippen und die Länder bekämpften sich und stritten um neues Land. Die Frau wurde ihrer naturgegebenen Ämter beraubt.

Besonders in dem volkreichen Athen läßt sich die Abkehr von der einstmaligen Königswürde und veredelnden Herrschaft der Frau ablesen. Ehrgeiz, Klassenkampf und heftiger Meinungsstreit erfüllte nun die Männer. Sie ließen ihre Frauen unbeschäftigt zu Hause sitzen und hatten es mit ihrem gefüllten Terminkalender in der Togafalte unangenehm eilig, auf Marktplätzen, in Bädern und im Theater zu disputieren, um das aufgeregte Volk auf diese oder jene Seite zu locken. Die Frauen aber wurden zu Haushälterinnen, Bettgenossinnen und zum Gebären von Kindern degradiert. Zu große Verstärkung bedeutet bei jedem Feudalsystem Aufweichung.

Es ist daher wohl verständlich und sei den äolischen Frauen, die die schönsten und talentvollsten Griechenlands waren, von Herzen gegönnt, daß sie den Weg in die Freiheit in anderer Weise wahrnahmen, in der ihr Einfluß ungeschmälert weiterherrschen konnte. Sie sprengten den engen und stupid gewordenen Rahmen ihres Frauendaseins und widmeten sich der Dichtkunst, dem Tanz und der Musik. In dem Drang, aus dem verstummen und verdummten Kreis der Hausfrauen auszubrechen, bildete sich ein Hetärentum heraus. Diese mit „Freundin“ zu übersetzenden, emanzipierten Frauen empfingen als großzügige Gastgeberinnen in eigenen gepflegten Wohnungen Politiker, Philosophen, Bildhauer, Maler und Dichter. Die hohe Bildung dieser Hetären und die Pflege ihrer Schönheit verbietet es, sie nicht als Damen anzusprechen. Wo gäbe es nicht böse Zungen, die ihnen nicht nachgesagt hätten, sie seien willig, aber nicht billig gewesen. Sie waren Königinnen in ihrer Art.

Von der klugen Aspasia berichtet Plato, daß sie die hinreißendste Rede zu Ehren der gefallenen Helden für Perikles entworfen habe. Darin wurden das *résumé* eines Lebens, die Inventur eines Staates und die Grundlagen der freiheitlichen Demokratie in klassischer Form niedergelegt, die zu verteidigen die Helden nicht umsonst gefallen wären.

Es muß diesen griechischen Damen zum Ruhme angerechnet werden, daß sie den Kult des Schönen im geistigen und im körperlichen Sinn als Ideal einer Weltanschauung und eines großen Volkes lang über den politischen Verfall hinaus aufrechterhalten haben. Das griechische *kalagathos*, diese Verbindung des Schönen mit dem Guten, dieses unlösbare Ineinandergreifen von Ästhetik und Ethik, ist das Erbe und Elixier geblieben, aus dem alle nachfolgenden Töchter der Dame Nausikaa ihre unverkennbare Note geschöpft haben. Sie waren weder Heilige noch Sünderinnen. Sie stellten den wahrsten Typ der Frau dar, so wie sie zauberhaft aus den Händen des Schöpfers kommt, um den Mann zu beglücken, begabt mit allen Tugenden und Reizen, aber auch mit den „*jolies défauts*“, den berückenden Inkonsequenzen und Schwächen des Geschlechtes, die sich im Zauber der Anmut auflösen.

Es würde Bände füllen, die großen Vertreterinnen damenhaften Wesens aus den verschiedenen europäischen Stilepochen unter wechselnden Herrschaftsformen und unterschiedlichen Volkscharakteren darstellen zu wollen. Es ist meines Wissens noch nicht versucht worden, eine solche Kulturgeschichte der Dame zu schreiben, denn die zahlreichen Bücher über bedeutende Frauen der Geschichte stimmen nicht mit dem Geheimcode einer Dame überein.

Aber was nach den vom griechischen Schönheitskult noch beeinflussten Römern kam, sind finstere Zeiten für die Frau. Nach den Theorien der Theologen vom Geiste eines Chrysostomos galt die Frau als eine todbringende Anziehungskraft, ein geschminktes Übel, Reinkarnation der Eva, welche die Menschheit um das Paradies gebracht hat, immer noch vorzügliches Werkzeug des Teufels, um die Menschen in die Hölle zu bringen. Der Mann, nicht die Frau sei nach Gottes Bilde geschaffen. Daraus ginge hervor, daß die Ehefrauen ihren Gatten Dienerinnen sein sollen. Das kanonische Recht gestattete dem Mann, seine Frau zu schlagen. Die Gesetze der Stadt Beauvais stellten schon einen Fortschritt dar, da danach nur „mit Maß und Ziel“ geprügelt werden durfte.

Das mönchische Ideal der Keuschheit mit all seinen damit verbundenen Verdrängungen hatte zu einer Abwertung der Frau und des ganzen Eros geführt. Um die Liebe zwischen den Geschlechtern wieder in die Kultur einzubauen, mußte sie um jeden Preis einen Stil suchen, eine Form, die sie hochstellte, aber doch in Schranken hielt, einen Ausdruck, der sie verhüllte und verklarte. Es ist das große Verdienst des Rittertums und der Erfolg der Kreuzzüge, daß hier ein tiefer Wandel gegen die kirchliche Erniedrigung der Frau eingetreten ist.

Aus dem Streben nach veredelnder Liebe entstand damals auch der von allen Lesekundigen verschlungene „*Roman de la rose*“. Er besitzt die Stirn, in das Sprachgewand der Bibel sich zu kleiden und in blasphemischer Herausforderung der

Kirchenlehre den Eros als höchstes Gut zu verkünden. Er leitet damit über in das freizügige, ganz dem Diesseits zugewandte Leben und Denken der Renaissance.

Wenden wir uns unter Auslassung von vielen schönen, bedeutenden, klugen, kühnen und auch — mit dem Gedanken an Liselotte von der Pfalz — derben Frauengestalten einer Dame aus dem Empire zu, Madame Juliette Récamier, die neben Maßstab und Herz mit ihrem weiblichen Charme die ganze Männerwelt bezauberte.

Balzac und andere Dichter beschreiben sie mit einem Rausch von Worten, die in unserer so viel nüchternen Zeit fast übertrieben klingen: Ihr habe nichts gefehlt, was Liebe erwecken kann. All ihre Magie sei in der rückhaltlosen Freimütigkeit ihres Augenaufschlags und in dem dunklen, kehligen Unterton ihrer Stimme enthalten gewesen.

Die Salons der Rokokozeit hatten nach den blutigen Ausschreitungen der französischen Revolution, bei denen die seidenbefrackten Kavaliere und gepuderten Damen noch bis zum letzten Schritt unter das Fallbeil der Guillotine ihre Haltung bewahrt hatten, ihr Wiederaufleben gefunden. Die ausgeräumten Palais wurden neu möbliert. So war es der an einen Bankier verheirateten Juliette Récamier gelungen, in ihrem Haus einen Mittelpunkt der kultivierten Konversation und einen Treffpunkt für alle Großen in Politik, Literatur und Kunst zu schaffen.

Müde der ewigen Wichtigkeit der Kriege, aus denen die Männer rauhbeinig und ungeschlachtet zurückgekehrt waren, war es das Verdienst dieser Salonkultur, mit der rüden Saloptheit aufzuräumen und die Männerwelt wieder an Manieren und elegante Kleidung zu gewöhnen. Statt des Polterns, Saufens und Fluchens gewöhnten sich die Herren der Schöpfung unter dem Einfluß kultivierter Frauen wieder daran, erbauliche Gespräche zu führen und in Geist und Witz zu brillieren.

Wenn man jene Zeit der Salons, der Kerzenkristalleuchter, des Aufstehens vor einer hereinkommenden Dame und der kultivierten Konversation den von Konrad Lorenz aufgestellten acht Todsünden unserer Zivilisation gegenüberstellt mit ihrem Streß, ihrer ungeduldrigen Wunscherfüllung, ihrem Konsumdenken, Gleichschaltungsstreben, Massendenken usw., könnte man in die Unkenrufe unserer Soziologen einstimmen, daß die „vieleidle Fraue“, die Dame, aus und Passé sei.

Dennoch sehe ich ihren Fortbestand auch unter Neonlichtern, Schreibmaschinengeklapper und Motorenlärm nicht gefährdet. Es gibt keine letzte Dame, so wenig es eine Zeit gibt, die auf diese Kostbarkeit verzichten könnte. Die Dame hört nicht auf mit einer Dachbodenwohnung oder einem billigen Ausverkaufskleidchen und fängt nicht an bei einem Schloß oder lackierten Fingernägeln. Solange das Gute und das Schöne auf unserer Welt noch nicht eliminiert sind, wird sie, wenn auch unter anderen Bedingungen und Umständen, überall weiterleben. Und wenn einer Generation dieses alte Ideal nicht mehr paßt, wird es spätestens die nächste wiederentdecken.

Man kann nicht eine Begriffswelt von Jahrtausenden seit der Königstochter Nausikaa's Zeiten wegguillotiniieren und auch nicht mit aller Technik, Ideologie und Massenbeeinflussung einnivellieren. Mag es auch heute erschwerte Bedingungen geben, sich als Dame Geltung zu verschaffen, es liegt nicht nur am äußeren Rahmen. Etwas im Wesen, das ich Dame nennen möchte, wird, solange es Menschen und keine Automaten gibt, uns immer weiter beglücken. Die Dame, wie sie rings um uns lebt und unsere besten Seiten herausholt, bleibt die kostbarste Erscheinung unserer uralten Kultur.

Anschriften der Mitarbeiter

Hans Max Frhr. v. AUFSESS, Schloß Oberaufseß, 8851 Aufseß
Elisabeth ENGELHARDT (†), Hauptstr. 25, 8501 Leerstetten
Dr. Hartmut HELLER, Saarstr. 5, 852 Erlangen
Dr. Hartmut KUNSTMANN, Gervinusstr. 72, 85 Nürnberg
Dr. Inge MEIDINGER-GEISE, Schobertweg 1a, 852 Erlangen
Insea STROBEL-SCHÜCKING, Hardstr. 36, 851 Fürth/B.
Dr. Gustav VOIT, Äußere Bayreuther Str. 71, 85 Nürnberg

Bayer. Staatsbibliothek

8000 München 2